

Dompredigerin Christiane Münker

Vorletzter Sonntag im Kirchenjahr – Volkstrauertag, 16. November 2025, 10 Uhr

Predigt zu Hiob 14, 1-6.13.15-17

Kanzelgruß: Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist, der da war und der da kommt, Jesus Christus. Amen.

„Schmerz und Sehnsucht fressen die Kraft – ich brauche Kraft.“

Liebe Gemeinde,

diese Worte schreibt Käthe Kollwitz mitten im ersten Weltkrieg in ihr Tagebuch, Käthe Kollwitz, deren beeindruckende Skulptur „Mutter mit totem Sohn“ als zentrales Denkmal für die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft in der Neuen Wache steht – nur wenige Meter von hier entfernt.

Käthe Kollwitz war zutiefst geprägt durch die Trauer um ihren Sohn Peter, der, noch 17-jährig, freiwillig und voller patriotischer Begeisterung in den 1. Weltkrieg zog und wenige Wochen nach Kriegsbeginn in Belgien, als einer der ersten seines Regimentes, im Gefecht starb. „Mutter mit totem Sohn“ – zeitlebens hat sich Käthe Kollwitz in teils düsteren Zeichnungen mit dem Krieg auseinandergesetzt und sich für Frieden eingesetzt.

An ihrer Skulptur in der Neuen Wache findet gleich wieder die offizielle Kranzniederlegung zum Volkstrauertag statt. Dort und an vielen Orten wird heute gedacht und erinnert – an das millionenfache Leid durch Kriege und Gewaltherrschaft. Es werden die ins Gedächtnis gerufen, die auf Schlachtfeldern, in Gefangenschaft, als Folge von Willkür und Verbrechen, als Folge von Bomben, Elend, Flucht und Vertreibung ums Leben kamen und kommen! Wir erinnern uns, weil wir wissen: die Opfer dürfen nicht vergessen sein, um ihrer selbst willen, aber auch für uns und die nachfolgenden Generationen. Denn aus dem Blick zurück erwächst die Aufforderung, heute und morgen alles zu tun, damit sich solches Unheil nicht wiederholt.

Der Volkstrauertag führt durch Erinnerung und Mahnung in das Gebet und zum Einsatz für Frieden. Nie wieder – ist jetzt!

Dieser Tag gerade in diesen Zeiten, wo Krieg und Zerstörung so erschreckend nah kommen, wo Tausende um ihre Toten weinen, wo täglich 500 bis 1000 junge Soldaten im Krieg vor unserer Haustüre sterben, wo bei uns wieder für „Kriegstüchtigkeit“ geplant wird, wo Mütter und Väter auch jetzt weinen.

„Schmerz und Sehnsucht fressen die Kraft – ich brauche Kraft“.

Sinnloses, unbegreifliches Leiden, unendlicher Schmerz.

Der für den heutigen Volkstrauertag vorgeschlagene Predigttext ist ein Abschnitt aus dem Buch Hiob. Hiob, der leidende Gerechte, eine der provozierendsten Gestalten der Bibel mit seiner Klage über sein elendes, unbegreifliches Schicksal und den rätselhaften Gott.

Hören wir auf einen Abschnitt aus dem 14. Kapitel:

1 Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, 2 geht auf wie eine Blume und welkt, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht. 3 Doch du tust deine Augen über einen solchen auf, dass du mich vor dir ins Gericht ziehst. 4 Kann wohl ein Reiner kommen von Unreinen? Auch nicht einer! 5 Sind seine Tage bestimmt, steht die Zahl seiner Monde bei dir und hast du ein Ziel gesetzt, das er nicht überschreiten kann: 6 so blicke doch weg von ihm, damit er Ruhe hat, bis sein Tag kommt, auf den er sich wie ein Tagelöhner freut. 13 Ach dass du mich im Totenreich verwahren und verbergen wolltest, bis dein Zorn sich legt, und mir eine Frist setzen und dann an mich denken wolltest! 15 Du würdest rufen und ich dir antworten; es würde dich verlangen nach dem Werk deiner Hände. 16 Dann würdest du meine Schritte zählen und nicht achtgeben auf meine Sünde. 17 Du würdest meine Übertretung in ein Bündlein versiegeln und meine Schuld übertünchen.

Liebe Gemeinde,

hier klagt einer, der völlig am Ende ist, erschöpft. Und er sagt Gott ultimative Dinge, z.B. dass Gott von den Menschen wegblicken sollte, damit sie ihre Ruhe haben. Ruhe, bis ihr Tag kommt, auf den sie sich freuen – ihr Tag, das ist die Erlösung vom Leben, der Tag des Sterbens.

Schau doch weg, Gott, denn ich, ein menschliches Wesen, bin vergänglich wie eine Blume, ich bin nichts wert. Aber du guckst hin und, so meint Hiob es zu erkennen, das ist Gericht für mich. Unendliches Leiden!

Dass Gott ihn ansieht, dass Gott sein Angesicht leuchten lässt und ihm gnädig ist, wie wir es im Segen immer wieder erbitten und erfahren, dass kann Hiob mit seiner Geschichte nicht sehen.

Denn dass, was ihm passiert, kann unter den Augen eines barmherzigen Gottes nicht passieren.

Viele von uns kennen diese weisheitliche Lehrgeschichte aus dem 5.-3. Jahrhundert vor Christus. Hiob, ein Gerechter, ein Vorzeigemensch seiner Zeit. Einer, der Gutes tut, erfolgreich ist, auf andere achtet, faire Löhne zahlt, in Frieden mit seinen Nachbarn lebt, seine Familie über alles liebt und fleißig ist. Alles Bestens, er hat es zu was gebracht, es geht ihm blendend, Wohlstand und Glück.

Aber dann: alles weg. Die Ernte vernichtet, das Vieh vom Blitz getroffen, die Kinder bei einem Unwetter ums Leben gekommen, das Haus und die Vorräte im Feuer aufgegangen, er selbst von Krankheit befallen. Hiob sitzt auf den Trümmern seiner Existenz, halbnackt und mit Geschwüren am ganzen Leib. Und dann, ja dann klagt er. Er stellt Gott und das ganze System von Leben und Sinn, von Glauben und Hoffen in Frage. Hieß doch sein bisheriges Denkmodell: Gottes Angesicht leuchtet über mir, er wendet alles Unheil ab, er schenkt mir ein glückliches, reiches Leben. Handle recht, so geht es dir gut! Genau diese alte Weisheit, die sein Denken und das allgemeine Denken damals geprägt hat, ist für ihn radikal zerbrochen.

Und dann ringt er! Er ringt mit Gott. Und Gott muss sich da von Hiob schon allerhand anhören! Er wirft ihm unvorstellbar Dinge vor. Du Gott, musst ungerecht sein, du urteilst falsch.

Hiob findet ihn nicht mehr, seinen vertrauten Gott, er klagt ihn an, und dennoch bleibt er fast trotz-
zig dran!

Es war schon eine erstaunliche und mutige Entscheidung, diese Texte mit abgründigen Gedanken, den dunkelsten Menschen- und Gotteserfahrungen in die heiligen Schriften aufzunehmen.

In diesen Texten haben sich Menschen, auch viele Jüdinnen und Juden in ihrem unermesslichen Leiden, zu allen Zeiten wiedergefunden. Und sie finden sich heute wieder.

Es ist eine moderne, die zutiefst menschliche, existentielle Frage: Was hat das alles für einen Sinn? Es sind die Fragen, die wir alle kennen: Wie kann Gott das zulassen? Wo ist Gott in all dem Leid? Was hat das zu tun mit Schuld und Strafe? Ja, auch das fragen Menschen heute, wenn auch sicher, anders als die Menschen damals.

Es ist die Frage nach der Anwesenheit des allmächtigen Gottes inmitten des Leids der Menschen, und diese Frage stellt das Hiobbuch unerbitterlich. Diese oft so brennende Frage, auch jetzt, in diesen schwierigen Zeiten im Blick auf die Kriege, die zunehmende Aggression und Gewalt, die Klimakatastrophe, sicher auch aufgrund so mancher privater Schicksale: warum, wenn es doch den liebenden Gott gibt? Wie kann ich mit meinem Glauben an die Allmacht Gottes die sicht- und spürbare Unerlöstheit dieser Welt zusammendenken? Alles das finden wir bei Hiob. Und: er bleibt dran und redet weiter mit Gott! Er klagt ihm sein Unverständnis. Er bittet Gott sogar, ihn doch in Ruhe zu lassen. Und trotzdem: Gott, du kannst mir alles nehmen, ich lasse dich nicht los! Gott bleibt sein Gegenüber.

Denn selbst ein Gott, der ihm so fremd geworden ist, ist immer noch besser als nur Leere.

Und dann hören wir doch inmitten von allem Dunkeln und aller Fragen zaghafte Hoffnung in den Worten des klagenden Hiob. Es scheint so, als rufe er sehnsüchtig Gott gegen Gott an:

Ach das du mich im Totenreich verbergen würdest, bis dein Zorn sich legt und dann an mich denken würdest. Du würdest rufen und ich dir antworten. Es würde dich verlangen nach dem Werk deiner Hände.

Das klingt für mich wie ein zaghaftes Ringen, für Hiob eher das Ringen um ein Wunschbild – wie schön wäre das, es würde dich verlangen nach dem Werk deiner Hände! Du, Gott, hättest Sehnsucht nach mir, weil ich doch dein Geschöpf bin. Wie ein Liebender würdest du auf mich achten!

Da blitzt sie auf, die Hoffnung, dass es eben doch nicht alles ist, was er hier zu erkennen meint. Und damit klingt ja auch immer wieder unsere Hoffnung an, dass es eben doch mehr gibt, als das Dunkel in dieser Welt! Gerade heute am Volkstrauertag. Ja, wir trauern, wir blicken auf Leid, auf Krieg und Zerstörung, wir blicken auch auf Versagen und Schuld, aber wir rufen nach Licht und wir hoffen auf Licht, trotz allem.

Nicht immer ist unser Glaube ein festes Vertrauen und eine Sicherheit. Ja, wie oft wird uns Gott fremd und rätselhaft, wie viele Hiobsbotschaften müssen Menschen ertragen, wie erschüttert ist manchmal unser Glaube. Aber: gerade dann ist es gut, mit einer trotzigten Hoffnung nicht loszulassen.

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“ – selbst Jesus von Nazareth hat am Kreuz Gott gegen den fremden Gott angerufen, hat in aller Verlassenheit nicht losgelassen, trotzdem an ihm festzuhalten. Und in dieser Verlassenheit des Kreuzes, da, wo Gott selbst alles Leiden, selbst den Tod auf sich genommen hat, da leuchtet für uns als Christinnen und Christen der Ostermorgen auf, ein helles Licht, dass alle Dunkelheit, alles Leiden, ja, dass selbst den Tod überwindet.

Noch, ja, noch fragen wir, klagen wir, ringen wir auch mit dem rätselhaften Gott. *Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise, dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin*, wie Paulus später schreibt.

Das zaghafte Wunschbild des Hiob ist in Christus für alle Welt Wirklichkeit geworden. Das enthebt uns nicht den Fragen und Klagen, aber es lässt uns trotzig dranbleiben.

„Schmerz uns Sehnsucht fressen die Kraft. Ich brauche Kraft.“

Käthe Kollwitz, die Mutter mit totem Sohn, hat sich unermüdlich, mit viel neuer Kraft, durch ihr künstlerisches Schaffen für Frieden und Versöhnung eingesetzt. Neben ihrer berühmten „Pieta“ in der Neuen Wache unter anderem auch mit einem Grabmal für ihren im Krieg ermordeten Sohn Peter. Lange hat sie gerungen und dann schuf sie zwei steinerne Figuren, die trauern, ein Vater und eine Mutter, die zu Füßen des Grabes ihres Sohnes Peter in Flandern aufgestellt sind.

Die deutsche Biografin von Käthe Kollwitz hat Jahrzehnte später in dem Ort eine Bewohnerin in gebrochenem Französisch nach dem Grabmal gefragt. Sie hatte Sorge, wegen ihrer deutschen Herkunft noch auf Ressentiments zu treffen. Die Frau aber weiß sofort, was sie meint. Die Biografin erzählt: „Die Frau krümmt den Rücken, schlägt die Arme ineinander, beugt den Kopf in Trauer.“ Sofort steht das Grabmal den Umstehenden vor Augen. „Ach ja, die Mutter, der Vater, Krieg ist nicht gut“, sagt ein Mann in gebrochenem Deutsch, „dann müssen Eltern weinen, wie diese dort.“

Das Bildnis der tiefsten Trauer der Künstlerin war Grenzen überwindend zum Symbol für das Leid aller Hinterbliebenen und für ihren stillen Protest geworden.

Der Volkstrauertag, das Gedenken, auch gleich an der „Mutter mit totem Sohn“, möge es uns verbinden im Erinnern an Leiden und im Einsatz für Frieden.

Kanzelsegen: Und der Friede Gottes, der höher ist, als alle Vernunft, der bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus unserm Herrn.